



Fahrtgenoss

Monatsschrift für proletarische Wanderer

Touristen-Verein „Die Naturfreunde“, Zentrale Wien, Gau Brandenburg

1927

SEPTEMBER OKTOBER

8. Jahrg.

Wanderer aus dem Alltag . . .

Weiß weht der Wind über die Fluren. Schwül ist die Luft. Graue Wolken ziehen ihre Bahn. Gutes Wetter verheißt sie nicht. Und doch ist es, als röte sich im Westen der Himmel. Die grauen Wolken überfliegt ein rosiges Schimmer. Also will uns der Wettergott trenn bleiben? Aber diesen Betrachtungen erreichen wir den Treffpunkt, wo schon viele Genossen anwesend sind. Der Holzstoß zeigt uns, daß sie fleißig mit den Vorbereitungen begonnen haben. Ein idyllischer Platz ist es, auf welchem wir frohe Stunden, Stunden der Freiheit und der ungetrübtesten Freude verleben wollen. Wir machen es uns in der zunehmenden Abenddämmerung bequem, und bald ist unser Zelt errichtet. Hier und dort blickt es auf in den buntesten Farben. Es sind die Papierlaterne, welche einen eigenartigen Reiz ausüben. Der heiße Wind hat nachgelassen, und eine wehluchende Dampf liegt über der

Landschaft. Einige Regentropfen fallen leicht zur Erde nieder. Enttäuscht schauen wir uns an!

Doch die Feier beginnt. Wir werden aus unseren Träumen gerissen. Sell klingen die Töne der Klampen und Fiedeln in die Nacht hinaus. Hochauf lodert das Feuer, alles im Kreise ringsum erleuchtend. Und jetzt, aus freiem Herzen schallt es: „Sing' dich empor aus dumpfen Niederungen, beherzt und kühn zur Höhe freien Blicks!“ Vom Scheine des Feuers beleuchtet steht der Genosse, welcher diese Worte spricht, wie der Bringer der Freiheit, der Erlöser der Menschheit. Es leuchtet sich der nächtliche Himmel, der erste Schimmer des Mondlichtes strahlt hernieder, als wollte auch er uns zurufen: „Macht euch frei vom Joch! Entrennt dem grauen Alltag. Laßt nicht die Stunden der Freiheit ungenützt verstreichen!“ In diesem Sinne spricht auch unser Obmann zu uns. Werdt

nene Anhänger! Jetzt euren Arbeitsschwchern und brüderlich den Weg zur Freiheit, zur ungezwungenen Freude und zur wohlverdienten Ruhe nach der Woche Laß und Mühen. Wir wollen Naturfreunde sein, Menschenfreunde! Darum helfst alle mit an unserem großen Werk. Aus jungen Herzen schallt es dann in die laue Sommernacht: „Gib' Sonne im Herzen, ob's strahlt oder schneit.“ Und die Jugend im frohen Reigen freut sich ungezwungen der Freiheit. Schöne alte Volkstänze bringt sie her. Noch einmal tönt uns die Liebe zur Heimat, dem Liede: „Im schönsten Wiesengrunde“ entgegen. Es ist ein Quellen und Rauschen, ein Jublieren, doch auch ein schluchtsvolles Zittern und Abschiednehmen, das hinaus in die Nacht erklingt. Die Feier ist zu Ende. Der Holzstoß herabgebrannt. Jammer stiller wird es in der Runde. Seilger Friede liegt über der Natur. — Mit dem

jungen Morgen erwacht wieder unsere Edele. Bald ziehen die ersten zum Baden. Die liebe Sonne meint es gut. Wie erfrischend ist das Wasser. O ihr Klein- gläubigen, die ihr un- lere Bewegung so ver- leumt, kommt einmal hinaus zu uns! Ge- nißt eure freien Stunden! Verlaßt die staubigen Straßen und Tanzsäle der Stadt! Hier draußen lernt ihr das Leben erst richtig kennen und lieben! Ihr wißt ja gar nicht, wie schön unsere Heimat ist! Wandert mit offenen Augen und Herzen hinaus. Dann werdet ihr nicht mehr achsel- zuckend von ihrer Schönheit sprechen. Dies rufe ich allen denen zu, die sich nicht von der staubigen Stadt trennen können! So verleben wir unsere freien Sonntage nicht nur, um mit neuer Kraft dem Kapital zu dienen in harter Fron, nein, sondern um frisch gekräftigt zu sein zum Kampf für Wahrheit und Recht! „Persepolis“ Karl Heiber (Wien).



Wanderer im Wald

In der Nordmark

Stellt man einen Vergleich an, welchem der beiden großen Landschaftsformen der Verrang einzuräumen ist, so wird in den meisten Fällen das Gebirge vor der Ebene den Sieg davontragen. Doch hat auch das flache Land Reize, die in den gebirgigen Gegenden vergeblich gesucht werden dürften. Das Bergland könnte einer Rose gleichgeachtet werden, die ihre Blumenblätter aufblüht, also ich prozend zur Geltung bringt, während das flache Gebiet wie ein Maierblümchen im Verborgenen läßt und trotzdem oft den gleichen Grad der Prägnanz in sich trägt für denjenigen, der sich die Milche nimmt, diese zu suchen. Ein solches Gebiet, unscheinbar anmutend und doch auch für den Flachlandwanderer äußerst anziehend, ist das meeresunflorne Schleswig-Holstein.

Flensburg war der Ausgangspunkt meiner mehrwöchigen Urlaubswanderung vor einer Reihe von Jahren in das „Paradies der Milchstrücker“. Im Herzen der Stadt schauen alte Höfe der verfloßenen hanseatischen Zeit in das Treiben der Straßen hinein. Noch ein Blick auf das Hafengebäude mit Segelschiffen und Dampfern — in brüderlicher Einheit liegen sie nebeneinander —, dann einen Schritt vor den andern geht es ins Land hinein! Parkähnlicher Wald mit träumerischen Seen in seinem Innern zieht sich bis Glücksburg und darüber hinaus an die Flensburger Förde heran. Hier anschließend die typische Szenerie des östlichen Teiles dieses Landes! Langgezogene Dörfer mit unzähligen Einzelgehöften, die Gebäude in roten Backsteinen aufgeführt, bedeckt mit Strohdächern nach Art der Belme. Die Abgrenzung der einzelnen Höfe und Pflanztümer sowie der zahlreichen Wege bilden dichte Hecken; diese dienen gleichzeitig zum Schutz vor den starken Winden. In den vielen Koppeln steht gestreutes Rindvieh, Ziegen und dergleichen mehr. Eine stattliche Anzahl von Wasserriemen kreuzt den Weg des Wanderers. Der Wald tritt hier und da nur in kleinen und kleinsten Beständen auf; trotzdem fühlt man sich wohl in der Stille ringsum.

Am ersten Abend übernachtete ich in Ringsberg, einem Orte bei Glücksburg. Hier sollte mir die Gastfreundschaft der Einwohner fühlbar werden. Im feierlichen Aufzug holte mich die Hausfrau aus der Scheune in die gute Stube des Hauses, trotz meines Schweifes auf die benagelten und schmutzigen Stiefel, setzte mich unvermittelt Milchgrütze, die Vollspeise des Landes, vor, dazu Weiß- und Schwarzbrot, Butter, Eier, Käse, Speck und Milch. Sei, das war ein Schmausen! Besonders gut mundete die Grütze, für die ich damals nicht den schönsten Gänsebraten eingetauscht hätte. Die guten Leute unterhielten sich mit mir lange und freundschaftlich. kamen doch verhältnismäßig wenig Fremde zu ihnen, noch weniger Wanderer. Am andern Morgen wurde ich wieder aus dem Heulager zum Essen geholt und mit Speisen traktiert; ja — noch für den Weg gab es verschiedenes mit.

Als ich bei lachendem Himmel weitermarschierte, waren mir die anfangs unhöflich erscheinenden Menschen mit den blauen Augen, den hellblonden Haaren, der großen und markigen Gestalt ans Herz gewachsen. Sie sind im allgemeinen wortkarg und Fremden gegenüber anfangs mißtrauisch eingestellt. Wer sie jedoch verstehen lernt, gewinnt viel. Hatte ich Durst, so gab mir irgendeine Molkerei am Wege Buttermilch oder sogar Vollmilch ohne Bezahlung. Eine Abgeltung für geübte Gastfreundschaft

oder etwa für die Milch wird dortzulande nicht erwartet.

In Kappeln an der Schlei streifte ich einen ganzen Tag umher. Nahebei, in Wehlby, drehten sich die Flügel von Windmühlen holländischer Bauart ensig im Wind. Schön war dann die Dampferfahrt von Kappeln nach Kiel! 13 Stunden auf der Ostsee für billiges Geld — und schönes Wetter. War das eine Pracht!

Kiel führte mich wieder in den Trübel des Lebens hinein. Fremdstaatliche Schiffe im Hafen belebten das Bild. In der Nähe von Kiel war ein Untertommen schwer zu haben, die Behandlung der Wanderer von der Landbevölkerung unfreundlich, angeblich verursacht durch Auswüchse eines Teiles der wandernden Kieler Jugend. Doch dann kam wieder die stille Landschaft, in die eingestreut der Ort Schleswig liegt. Auf dem Marsch dorthin stand ich zur Mittagsstunde in Hoebel nahe dem Bestensee vor einem prächtigen Garten, als plötzlich ein freundlicher Herr aus dem Hause auf mich trat und namens seiner Frau mich einlud, näherzutreten. Ich war einfach sprachlos, da mein Aussehen ohne weiteres den Mann aus dem „niedereren Volk“ erkennen ließ. Man holte mich ohne weiteres zu Tisch. Ich fühlte mich jedoch in der Atmosphäre wegen der Steife der Umgangsformen (es war ein Meierhofbesitzer) nicht recht wohl. Endlich konnte ich mich frei machen und wanderte nun weiter über Schleswig in das Marschland der Nordsee hinein. Hier sieht die Landschaft wie ein grüner Teppich aus. Die Ortschaften sind im Verhältnis dünn gesät und eintönig, die Bewohner sehr wortkarg, entsprechend ihrer Umgebung, aber wahre Sinnen gestalten.

Das ganze Gebiet der Marschen charakterisiert sich durch die Deiche (Koops), dammartige Aufschüttungen. In Husum, am Nordrande der Marschen, direkt am Meer gelegen, war gerade einer der vielen Viehmärkte. Die Hammel wurden zu Hunderten durch die Straßen getrieben. Mein erster Gang war natürlich an den Nordseestrand, um Ebbe und Flut zu beobachten. Von einem Koog aus überfah ich die Wassermengen des Wattenmeeres. Allmählich zog sich das Wasser zurück, verschwand dann plötzlich aus der Sichtweite, der Schlammboden mit den krabbelnden Bodentieren trat zutage. Nur einzelne Wasserentenen blieben erhalten. Die Schiffe im Hafen legten sich auf die Seite. Die Zeit der Ebbe wurde eifrig zum Bau von Bühnen verwendet, um neues Land zu gewinnen. Als die Flut erneut hereingebrochen war, nahm mich ein Schiff nach der im Bereich der Halligen liegenden Insel Pellworm mit. Hier das gleiche landschaftliche Bild wie auf dem Festland. Auf der Rückfahrt nach Husum wehte ein starker Wind, der mich auf dem Dampfer die „Freuden“ einer gelinden Seekrankheit durchkosten ließ.

Die letzten Urlaubstage galten dem Durchwandern der holsteinischen Schweiz zwischen Plön und Gutin. Von prächtigen Wäldern eingeschlossene Seen in hügeliger Landschaft erinnern in vielen an unsere märktischen Naturraugen. Am besten schienen mir der düstere Ulsee auf die Stimmung einzuwirken. Wie herrlich fuhr es sich zur Abendstunde mit dem Ruchen auf dem spiegelglatten Wasser! — Lübeck, wiederum eine einstimmige Hafenstadt, wenn auch eine mächtigere, als Flensburg es gewesen ist, bildete den Schlusstein zu einer Urlaubsfahrt, die so überreich Interessantes bot.

Kurt Hofmann

Uns ward gegeben, auf keiner Stufe zu ruh'n halberlin

Studienfahrt!

Near am Rande von Elblandteingebirge und Pausitzer Grenzwall liegt das Städtchen Hohnstein. Eine Schanz- und Trakburg gegen das Raubrittertum auf den Handelswegen und Gebirgsstraßen rechts der Elbe zur Zeit des Mittelalters oder gar berühmtes Gesängnis im 17. Jahrhundert, ist heute dort oben ein Jugendhort entstanden.

Hohnstein als Zentralpunkt einer Studienwanderung zu wählen, hat sich als äußerst günstig erwiesen.

Nach einer kurzen Besichtigung von Dresden bringt uns die Bahn das Elbtal aufwärts bis Rathen. Zuerst mächtige Fabrikschlote großer sächsischer Industrieunternehmungen, welche das Blickfeld einengen, dann aber weiter sich das Tal dem Beschauer. Gigantische Felswände steigen auf, ein prächtiges Farbenspiel der Natur hält den Blick gefangen. An der Fährstelle Nieder-Rathen drängt sich die Menge der Erholungsuchenden; dazwischen eine Schar Jugendlicher in freudiger Erwartung der Tage neuartigen Erlebens. Der Weg zur Jugendburg führt uns durch Füllhölzer und weiter im Polenztal zur Waltersdorfer Mühle, von hier steil aufwärts zur Siegfriedshöhle. Hier haben Niederschlagwasser einen Miniaturwasserfall gebildet. Vergeblich sucht man den Abfluß der Wassermassen, der durchlässige Sandstein saugt dieselben wie ein Schwamm auf. Bald ist Hohnstein erreicht, wo die Antommenden mit kräftigem Händedruck und schmeichelhaften Sachsengrüßen aus jugendbewegtem Herzen auf das freundlichste empfangen werden. Auf der Wartenbergstraße, der neuen Automobilchauffee nach Pirna, beginnt am folgenden Morgen unsere Wanderung. In vielen Schleifen windet sich jene bis auf 300 Meter Höhe. Zuerst führen einige Serpentinien ins Polenztal hinab. Kurz vor der ersten Senkung links der Chauffee eine Tafel: „Geologisches Naturdenkmal: Flußsande und Flußschotter der diluvialen Polenz.“ Wohl 50 Meter über der jetzigen Polenztaleshöhe floß hier vor 50 000 bis 75 000 Jahren die eiszeitliche Polenz; im Vergleich zur heutigen ein mächtiger Strom, welcher neben Feuersteintrollen Tonsteinsteine, Quarze und nordische Geschiebe bis zu Faustballgröße ablagerte. Sand und Geröll haben eine Terrasse von etwa 5 Meter Mächtigkeit geschaffen. Dieses erdgeschichtliche Demonstrationsobjekt zeigt den Weg und die Wirkungen der Inlandvereisungen. Nun geht es weiter hinab ins Polenztal, um dann in einigen Schleifen das Quaderfandsteinplateau zu erreichen. Bald wieder eine Tafel: „Geologisches Naturdenkmal: Hauptverwerfung des Pausitzer Granitmassivs.“ Auf der rechten Seite der Chauffee (Tafel links) ist für den scharfen Beobachter die Überschiebung des Granits auf den Quaderfandstein sichtbar. Im Gefüge durch Druck veränderte Schichten des Grundgebirges haben den Sandstein in der Struktur verändert und aus seiner horizontalen Lage gehoben.

Das Diluvialeis schloß die Schichtenkörbe ab und verfrachtete einen großen Teil des Materials ins Polenztal. Die tektonischen Wirkungen der altpaläozoischen Schollenbewegung lassen sich hier gut beobachten.

Wir verlassen die Chauffee, um zum Hochstein aufzusteigen. Hier oben ist ein schöner Rundblick zur Burg Hohnstein ins Elbtal und darüber hinaus. Die Volkssage berichtet noch von einer ledernen Brücke nach Hohnstein über dem 100 Meter tiefen Polenztal. Einige alte Eisenhaken am Ausschöpfpunkt des Hochsteins haben dazu die Veranlassung gegeben. Wohl 100 Steinstufen führen uns durch die Wolfschlucht hinab ins Tal. Hier im Allmähelgrund rücken die Sandsteinfelsen dichter zusammen. Die Schwefelstele ist hier angeheftet. Goldgelb schimmert jene vom grauweissen Gesteinsmassiv. Eine Fichte ist an einer steilen Wand hinabgeklüftet, mit dem Wurzelwerk noch am alten Standort verankert, kämpft sie mit den Naturgewalten. Ihr Wipfel — noch grünend — hängt fast bis zum Talboden. Auf dem weiteren Weg ist die Pflanzwelt in vielen schönen Exemplaren zu beobachten. Auf Gesteinsstrümmern stehen da besonders hochstämmige Fichten, wie gewaltige Polypenarme umschlingen die Wurzeln das Gestein, von den Wäldern der Polenz umbrander. Dieselbe hat hier gewaltige Schottermassen zusammengetragen, Flußverlagerungen und Umlagerungen in kleinem Maßstabe schaffend. Auf dem schon am ersten Tage begangenen Füllhölzweg kommen wir nach Nieder-Rathen und weiter zur Fährte.



Sebergel. Baum.

G. Ziemer

Unergeßlich ist wohl der herrliche Blick von hier ins Elbtal. Im Vordergrund die Felsenmassive des Vitensteins und Königsteins. Schaut man rückwärts zum Behlgrund, da lebt die Besonderheit der neuesten Felsbildung des Gebirges wohl gleich lange in kommender Rückerinnerung. Weiter geht es hinab zum kammartigen Felsgarten der Schwedenlöcher und nach kurzer Rast ein Stück hinauf zum Amfelsfall, dessen Wasserlauf gerade in Tätigkeit gesetzt wird. Auf dem Rückwege über Rathenwalde nach Hohnstein bekommt man Einblick in die politische Einstellung der dortigen Bewohner. In diesem anmutig gelegenen Dorfe ist groß an einer Scheune zu lesen: „Der Volksentscheid ist Diebstahl!“ Der nächste Morgen bringt Gewitterstimmung. Drum geht es heute mit leichtem Gepäck zur Stadt hinaus, vorbei an dem schönen Fachwerkbau des Rathenkes zum Pärengarten. Der Weg führt immer lichter Sand an ständig wechselnden Felsbildungen vorbei zur Gantschrotte. Nach einer Stunde scharfen Marsches gelangt man zu einem Steinbruch. Die Steinbrucharbeiter geben bereitwillig Auskunft über Abbau des Gesteins, Verdienstmöglichkeiten, Verkaufspreise, Gesundheitschädlichkeit der Arbeit und Gefährlichkeit des Steinbruchbetriebes.

Von hier aus geht es weiter durch den kleinen Kuhstall. Auf schwierigem Pfade, oft Kletternd und springend, zum Steinbruchweg. Da sind Holzfäller bei der Arbeit. Der Nollenstraß des Vorjahres hat in den Fichtenbeständen großen Schaden angerichtet. Die von der Nolle befallenen Stämme werden herausgeschlagen, gesägt und zu Tal befördert, um in den Pappfabriken Verwendung zu finden.

Am nächsten Morgen wird eine Fische besichtigt. Die Maschinenanlage ist in Tätigkeit gesetzt, und so kann man den Werdegang der Holzpausen aus ihrem Ursprungsmaterial, jenen gestern angetroffenen Fichtenhölzern, beobachten. Viele Holzpausenfabriken an der Polenz sind — da warentabel — nicht mehr im Betrieb. Gebäude und Wasserkraft werden für andere Zwecke umgestellt. So die Scheibemühle auf dem Wege nach Gesehicht, welche zu einem privaten Elektrizitätswerk ausgebaut wird. Hier im nördlichen Polenztal völlig andere Oberflächengestaltungen. Den wildromantischen Schluchten, sind weiche, buckelige Höhen gefolgt. Breite Talungen und waldreiche Spaltenzüge geben dem Granitsockel des Kauziger Gebirges ihr Gepräge. Wogende Getreidefelder auf den Höhen, saftige Wiesen in den Tälern bieten dem Auge ein völlig verändertes Landschaftsbild. Oft spieren kleine Wasserläufe den Weg, ist doch das Granitgebiet jenes der großen Flußdichte, im Gegensatz zum Sandsteingebiet, wo die Versickerung die Bildung von kleinen Wasseradern nur in den undurchlässigen Plänerschichten zuläßt. Nahe der abgetauenten Hochmühle an der Polenz, die uns in einem etwa 1 Kilometer langen, engen Bogen links und rechts von einem Holzabfuhrwege begleitet, zeigt eine Tafel, daß die Flora der feuchten Wiesen, die Knabenträuter, der Fingerhut und andere, hier unter Pflanzenschutz steht. Am jenseitigen Ufer angelangt wieder eine Tafel: „Schützt die Natur! Märzalocken.“ Ein kleiner Busch ist hier unter Pflanzenschutz gestellt. Nur abseits der bekannten Touristenwege ist dieser Pflanzenschutz möglich, und der Naturfreund weiß es zu beachten und als Anschauungsmaterial zu verwerten.

Nach einem tüchtigen Marsch ist das Ziel der Wanderung, die Burg Stolpen, erreicht. Aus dem slawischen Wort stolp (Säule) abgeleitet, ist eine slawische Siedlung als Ursprung der Stadt anzunehmen, weiter aber befinden wir uns auf einem geologisch höchst interessanten Beobachtungsfeld. Auf Basaltfäulen stehen Stadt und Burg. Aus Basaltfäulen sind die Grundmauern, und zwar bis zu 9 Meter Dicke errichtet. Ein Brunnen ist 83 Meter tief in den Basaltfels hineingebracht worden, das heißt, das harte Gestein mußte durch Hitze zermürbt werden, um in jahrzehntelanger Arbeit auf genannte Tiefe zu gelangen.

Während der alttertiären Schollenbewegung entstanden im Granitmassiv der Gegend Spaltenzüge, welche bei vulkanischen Eruptionen den Basalt in Quellstuppen oder — wie hier — in vier- bis neunkantigen Säulen als Durchbruchgestein erkalteten ließen. Jene hohen Säulen, die sogar zum Teil als Wände benutzt werden, stellen ebenfalls ein geologisches Naturdenkmal dar. Bei der Führung durch die gesamte Schloßanlage hören wir viel aus der Geschichte Sachsens. Vom 13. bis 16. Jahrhundert Residenz der Meißener Bischöfe, hat hier der kinderreiche August der Starke seine schönste und widerwärtigste Wätrinne, die Gräfin Cosel, von 1716 bis zu ihrem Tode 1761 eingesperrt. Doch reizvoller als die historischen Daten sind die einzigartigen Sternengewölbe des Baues als Prunkstücke gotischer Baumkunst. Dieser Tag der Studienfahrt bildete in der Burgbesichtigung den Höhepunkt des Erlebnisses. Am nächsten Morgen bietet sich die Möglichkeit, die Herrlichkeit künstlicher Blumen in der Heimarbeit zu besichtigen. Rosensträucher und Escuranten sind die Hauptbeschäftigung dieser Arbeiterinnen, die seit ihrer Kindheit in Tausenden von Familien für die Fabriken von Sebnitz, dem Zentrum dieser Industrie, schaffen. Bei intensiver Akkordarbeit werden Stundenverdienste von 30 bis 50 Pf. erzielt.

Mit einer Wanderung von Hohnstein über Rathewalde nach Pötscha-Wehlen fand jene „Sachsenfahrt“ ihr Ende. Die herrliche Schluchtenwelt des Schleifgrundes und Uthwaldergrundes — in strömendem Regen durchwandert — machte es möglich, zu beobachten, mit welcher Gewalt die niedergehenden Wassermengen in das Elbtal hinabjagen. So werden „Regenschluchten“ rückwärts in das Gelsmassiv eingegäßt, Felsstürze vorbereitet, Kleines Geröll zu Mahlfelsen geschliffen, die bei Schneesmelze zu Wertsteinen der Strudellöcher werden, wie sie in den Riesentöpfen des nahen Teufelsgrundes zu beobachten sind. Die Stadt Wehlen ist in ihrem unteren Teil auf dem Schwemmland des Wehlerer Baches erbaut. Der lockere Schwemmlandboden ist mit Sandsteinpflaster verdeckt, um der Gewalt des Wassers Widerstand zu bieten. Bis an die Fußknöchel steht uns die trübe, gelbliche Flut, als wir über den viereckigen Marktplatz zur Fahrstelle eilen. Jene Fahrt gab uns einen Auschnitt des „Sozialen Wanderns“. Natur und Nahrungsraum der Bevölkerung konnten durch Erschautes in Beziehung gebracht werden. Die Eigenart des Landes fand ihren Spiegel in der geologischen Gestaltung in Verbindung mit Aufbau und Zerstörung durch die Naturgewalten. Der proletarische Wanderer findet hier eine Fülle von Vorgängen, darum betrachte jeder auch die „Sächsische Schweiz“ als Naturschutzgebiet.

Willi Giedler.

Nachwanderung

Ein tiefdunkelblauer Nachthimmel wölbt sich über uns wie ein mächtiger Dom. Zerrissene Wolken jagen gleich wilden Gestalten im silbernen Glanze des Mondes über uns hin. Bleiches Licht fällt auf den Feldweg, auf dem wir einem fernen Ziele entgegenstreben. Um uns dehnen sich weithin Felder und Wiesen, hinter uns ragen in ungewissen Konturen aus dem Dunkel der Nacht die Türme und Schornsteine der Stadt. Die Lichter des Bahnhofes blinkern in Grün und Rot und Gelb wie Zierlichter zu uns herüber. Fernes Hundegebell unterbricht dann und wann den feierlichen Frieden der Heimat. Schweigend folgen wir unserm Weg durch einen Wald. Die Baumtronen überdachen uns dicht und unheimlich düster umlauert uns hier die Nacht. Die Schatten der Fiesernämme wachsen zu drohenden Geipenstern an; das Rausen der Bäume wird zu

schauerlicher Geistersprache, die uns den Atem stocken läßt. Beklemmend ist die Erkenntnis unserer Ohnmacht. Als wir über morsches Astwerk stolpern, treibt uns ein hauges Schien nach Licht und Tag schneller durch den weichen Sand.

Befreit atmen wir auf, als sich vor uns ein See ausbreitet. Der ewige Wanderer dort oben zieht still seinen Weg, und seine silbernen Strahlen spielen mit den Wellen, die ein zarter Wind träufelt und ans Ufer schlägt. Harter Pötschschlag klatscht im Wasser. Die unbestimmten Formen eines Bootes lenken unsere Blicke hinüber.

Vom See herüber blinzt zerrissen wie wehes Klagen der weiche Klang einer Geige. . . . und wir müssen wandern, keiner weiß vom andern.

Max Samann (Friedrichsholz).

In's Ruthetal nach Tremsdorf und Schiass

Der Herbst kündigt seine Herrschaft an. Immer tiefer ist die Sonne zum Äquator gesunken. Wenige Tage nur noch, und sie hat den Schnittpunkt von Sonnenbahn und Gleicher, den Punkt der Herbstgleichs erreicht. Noch ist die Sonne bemüht, uns in manchen schönen und warmen Sonntagen zu bereiten. Diese Sonntage gilt es zu nutzen, denn der Sommer war wenig mit heißen Tagen gesegnet.

Wir gehen zur alten Langenwiescher Straße (verlängerte Lindenwalder Straße), die uns auf den Weg zum Teufelsberg führt. In der Ruthenbrücke bei Schiass warten drei unserer Burischen auf uns, die schon am Abend vorher hinausgingen. So wandern wir am Springbruch vorbei, über Bergholz zur Saarmunder Torsbrücke. Nach etwa zweistündiger Wanderung haben wir unser Ziel erreicht.

Ein klüchtiger Blick gilt der Landschaft hinter uns. Die Versberge mit ihrem dunklen Kiefernrüden grüßen zu uns herüber. Weit leuchtet weißer Sand, der zur Aufschüttung des Bahndammes für die Saarmunder Umgebungsbahn dient. Rechts schaut der Eichberg zu uns herüber. Noch trägt er das prächtige Rot der blühenden Weide. Aber nur zu bald wird auch diese Schönheit verweht sein. Zur Linken wird das Nörtschen Saarmund mit seiner Kirche sichtbar. Still und verlassen liegt die Straße vor uns, die an den Vorgärten der Häuser vorbeiführt. Der Lärm und das Getöse des Großstadtverkehrs dringt nicht bis hierher. Noch verrät uns nichts, daß Saarmund auch einmal andere Tage gesehen hat. Ab und zu poltert ein Gefährt an uns vorüber. Das letzte Haus vor der Straße Philipps-tal-Tremsdorf zeigt in großen Buchstaben die Aufschrift „Zur Stadt Leipzig“. Sie erinnert uns daran, daß Saarmund einst für den Verkehr vor 100 oder 150 Jahren dieselbe Bedeutung hatte wie Berlin und andere Großstädte heute für den modernen Verkehr. Es war zu der Zeit, als noch die Postwagen und Fuhrwerke die ausschließlichen Verkehrsmittel bildeten. Da führte über Saarmund die Straße von Sachsen, und der Ort hatte ein Hauptzollamt und besaß die Stadtberechtigung. Je mehr sich aber die Eisenbahnen entwickelten, um so mehr verlor Saarmund an Bedeutung. Fontane erzählt uns schon in seinen Wanderungen von dem verlassenen Steuerhausehen mit den heruntergelassenen Koulcaus. Heute ist Saarmund ein vergessener Ort und träumt in Weltabgeschlossenheit von der vergangenen Herrlichkeit. Bald sehen wir unsere Wanderung fort. Am Friedhof vorbei geht's auf die Straße nach Tremsdorf. Zu beiden Seiten der Straße ist Kiefernwald unser Begleiter, während die Chaussee von Laubbäumen, von Birken, Robinien und einigen Eichen überschattet wird. Der Weg wird immer sandiger. Wir wandern auf den Talsanden des Ruthetales dahin. Zur Rechten begleiten uns die Hügel des östlichen Zauberandes, der Ziechenberg und der Backofenberg. Der Sand und die Hitze des Vormittags erschweren das Vorwärtstommen, so daß wir erleichtert aufatmen, als die ersten Häuser von Tremsdorf sichtbar werden. In Tremsdorf erregen die großen Geschäfte unsere Aufmerksamkeit, insbesondere das mächtige Postamt des „Gemeindebullen“ und das stattliche Wohnhaus und die großen Stallgebäude am Ende des Dorfes.

Unser nächstes Ziel ist der Königsraben. Er gehört zu den Kleinen, welche die Aufgabe haben, andere groß und mächtig zu machen. Er bringt seiner größeren Schwester, der Ruthen, das Weser der Kieflin heran. Bald ist die Brücke, die uns über den Graben führt, erreicht. Wir lehnen uns auf das Geländer und schauen nach Norden. Erken-

nennen die Ufer, und ihr Laub wölbt sich über dem Wasser zusammen. Im Hintergrunde zeigt sich eine zweite Brücke, so daß uns dieses Bild einen Ausschau wie aus dem Spreewald gibt. Hinter der Brücke stehen wir vor einem Wegweiser, der uns nach Schiass weist. Wir schauen über das breite Tal der Ruthen; nordöstlich zeigt sich Gräben, vor uns liegt Schiass, und im Südosten ziehen sich langgestreckt die Glauer Berge hin.

In der Schiasser Ruthenbrücke treffen wir mit unseren Burischen zusammen. Nach einer herzlichen Begrüßung machen wir es uns bequem. Der heiße Tag läßt das Verlangen nach einem Bade in uns wach werden. Bald tummeln sich Burischen und Mädels im Wasser der Ruthen, die hier sehr flach ist. Nach dem Mittagessen gilt unsere Aufmerksamkeit der Landschaft. Auf dem andern Ufer erblicken wir eine Windmühle, deren Flügel sich lustig im Winde drehen. Die Brücke gestattet uns einen Blick auf den Schiasser See, der vom Schilfrand immer mehr eingeengt wird. Vor dem See liegt das Dorf Schiass, welches in der Form eines Rundlings erbaut ist. Die Straße vor uns führt nach Witzgendorf, dessen Häuser im Hintergrunde sichtbar werden. Von der andern Seite der Ruthenbrücke schauen wir hinüber zum Größensee, welcher durch den Arm der Ruthen mit dem vorhin genannten See in Verbindung steht. Noch weiter südlich, unsere Blicke verdeckt, folgt der große Plankensee mit dem gleichnamigen Orte. Hier liegt der sogenannte Thümenische Winkel, der bis 1815 kächsisches Land war.

Um 6 Uhr rücken wir zur Heimfahrt. Die Witterung ist inzwischen sehr unbeständig geworden. Nur selten wagt sich „Alörchen“ noch hindurch. Graue Wolken haben die Obermacht bekommen. Die untergehende Sonne ist vorläufig nur in einem schwachen roter Streifen hinter den Grämikbergen sichtbar. Wir wandern über Tremsdorf nach Wildenbruch. Unterwegs schauen wir noch einmal die Weide in ihrer schönsten Blüte. Eine Regenhitze überrascht uns, vor der wir in den Kiefernwald flüchten. Nach dem Regen zeigt sich uns ein Regenbogen in den prächtigsten Farben. Wir grüßen die untergehende Sonne, die nun blutigrot im Westen verschwindet. Von Wildenbruch aus führt unser Weg nach Witzgendorf. Hier suchen wir die Eisenbahn auf und fahren bis Rehründe. Den letzten Rest der Fahrt legen wir zu Fuß zurück, so daß wir um 9 Uhr zu Hause „landen“.

Rid. Kunze (Potsdam).



Proletariat und Fremdenverkehr an der Riviera

Von Dr. Hugo Jelts (Brünn)*.

Man muß sich wundern, daß die einheimischen Proletarier nicht zum Denken kommen, wenn sie ihre eigenen dürftigen, dunklen, feuchtem Wohnungen mit den herrlichen Fremdenpalästen vergleichen. Natürlich redet man ihnen das alte Weisheit vor, daß der Fremdenverkehr Geld ins Land bringe, und daß sie alle Ursache hätten, den Fremden dankbar zu sein. Aber schließlich ist der Fremdenverkehr in der heutigen Zeit nichts als eine andere Art des Parasitismus, als eine neue Methode der Ausbeutung der arbeitenden Klassen. Nur daß zur Abwechslung fremde Nichtsteuer die Früchte der Arbeiter verzehren. Das wird erst in einer künftigen Gesellschaft anders werden, wenn jeder arbeitende Mensch das Recht haben wird, zu reisen und seinen Anteil an der Schönheit der Welt zu genießen.

Daß das Geld nicht für sie ins Land kommt, das erleben die Armen der Riviera an allen Tagen ihres ärmlichen Lebens. Und la France, das teure Vaterland, für das man immer wieder begeistert in den Tod geht, hat für das Leben seiner Kinder nicht viel Sorge übrig. Von Sozialhygiene ist wenig zu spüren. Die Kehrichthaufen liegen auf der Straße und neben der Straße. Nachtische Kinder spielen in dunklen Gäßchen — es wirkt wie eine grauhige Selbststrafe, wenn solche Gäßchen den seligen Namen „Rue Paradis“ tragen. Der ganze innere Widerspruch, das Unlogische, der Wahnsinn der bürgerlichen Gesellschaft wird dadurch illustriert, daß arme französische Kinder in der Dunkelheit der Rue Paradis verkümmern — während die gepflegten Kinder der reichen Fremden, die den „Wohlstand ins Land bringen“, in den Palmengärten des Golfhotels die Pracht der Sonne genießen.

Aber — „ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode“ — das erkennt man an den trampfhaften Anstrengungen, die letzten Kräfte, die fünf Jahre Krieg übrigließen, das letzte Gut, mit dem den Armen im Lande geholfen werden könnte, in Luft und Rauch zu verpulvern. Den ganzen Tag über schwirren die Aeroplane wie giftige Fliegen durch die Luft, den ganzen Tag dröhnen die Schiffgeschütze vom nahen Toulon herüber. Der Pion-pion, der kleine lebendige, sympathische französische Soldat, marschiert mit kurzem, hüpfendem Schritt nach dem Tanztempo der Militärmusik. Man hat es vergessen, daß dieser Tanz in den Tod führt — man hat es vergessen, trotzdem sich auf den Friedhöfen Leichenstein an Leichenstein reiht, mit der stereotypen Aufschrift „Mort pour la France“, trotzdem die Frau in Trauer auf allen Gassen gewohnte Erscheinung ist, Frankreichs Kinder — weiße und braune und schwarze — verbluten in den Kolonien, in Marokko,

in Syrien für die Ausbreitung der französischen Kultur — und in Spères, in Marseille, in Nizza dehnt sich die weite, unfruchtbare, unkultivierte Macchie. Mit wieviel weniger Mitteln an Geld und Geist und Volksvermögen ließe sich französische Kultur im eigenen Lande verbreiten — ohne Blut, ohne Leid, ohne unsägliche Trauer! — Der Saß, der von kaltrechnenden Verdienern — ob sie nun Krupp heißen oder Schneider-Creuzot, ob Morgan oder Northcliffe — immer wieder dem leichtgläubigen, enthusiastischen Volke eingepfist wird, muß abgebaut, der Glaube an die imperialistischen Ideale vom „größeren Frankreich“ wie vom „Deutschland über alles“ muß zerstört werden. Und vor allem müssen die kriegsgegnerischen, sozialistischen Armeen in beiden Ländern sich verstärken und konsolidieren — nur so wird es möglich sein, die Unvernunft zu besiegen, die aus einem solchen natürlichen Paradies, wie es das Land der „blauen Küste“ ist, eine unnatürliche Hölle macht, in der die eigenen Kinder dahinstreben und Giftgase und Bomben für die fremden Kinder erzeugt werden.

Freilich, von einer mächtigen, konsolidierten französischen Partei ist vorläufig noch keine Rede. Zwar — sie war in der Regierung, sie hat Millionen von Wählerstimmen erhalten. Aber es sind zum großen Teil Zufallstimmen, „wilde“ Wähler, auf die kein Verlaß ist — der organisierte Aufbau der Partei, die geistige Durchbildung der Arbeiterschaft lassen viel zu wünschen übrig. Vielleicht sind gerade das milde Klima und die fremdliche Natur, die bitterste Not verhindern und sorglose Bequemlichkeit großziehen, mitschuldig an der mangelnden Organisation und Schulung des Proletariats. Wenn der Schreiber dieser Zeilen führende südfranzösische Genossen nach dem Stand der Arbeiterbildung in ihrem Lande fragte — ein Achselzucken war die Antwort. Dafür kann man überall im freien Frankreich Scharen feingliedriger Kinder mit intelligenten Gesichtern — die Hoffnung der Nation, die Hoffnung der Welt —, von Notizen und Pfaffen geführt, durch die Straßen ziehen, kann an allen Ecken Schulen sehen, die den „Heiligen Josef“ oder das „Heilige Herz“ im Titel tragen. So ist es bequem für den Staat, der dabei Geld erspart, so ist es bequem für die Eltern — aber diese lästige, vom sonnigen Klima der Côte d'Azur begünstigte Bequemlichkeit wird die Gesundheit dieses herrlichen Landes, dieses sympathischen, ritterlichen Volkes verzögern. Verzögern — aber nicht verhindern! „Die Zeit wird kommen“ — die Zeit der sozialen und der geistigen Befreiung, die Zeit, da die Erkenntnis der Ursachen des Übels, die heute nur bei wenigen ist, dem ganzen Volke gegeben sein wird, die Zeit wird kommen — auch für die „blaue Küste“!

* Aus einem größeren Aufsatz, der im bilderreichen Juniheft der empfehlenswerten Bildungszeitschrift „Arantia“ erschienen ist.

Oktober-Wunder in der Schweiz

Wunder erlebt man, wenn man es nicht erwartet; wenn man hinaustritt auf die Flur auf einer Stelle der Schweizerhöhe. Der Winter steht vor der Tür, und es kommt noch einmal die Ulkraft in den Menschen, die geheimnisvollen Wege loden. Man geht hinaus und will den Rest genießen, den ein farger Sommer schuldig blieb. Ich will ihn genießen vor dem langen Winter Schlaf, denn er setzt jetzt schon über Fels und Flur und duldet keine Gasse mehr. Was nun, wohin? Eine Stimme, schüchtern und fein, drängt heute immer: Komme mit mir, ich zeige dir etwas Schönes, etwas Seltenes. Ich werde es niemals be-

reuen und steige hinauf zum Nämili. Schon der Aufstieg über die herrlich gebildeten Gänge, durch den rot, braun und gold lodenden Wald, gehört zum Freiertäglichen, was man auf den Wanderwegen erleben kann. Die Sonne ringt mit dem Nebel, bricht sich freudig Bahn. Wie eine gütig lächelnde Frau stand sie im fatten Blau des Oktoberhimmels. Ihre Strahlen wehen einen feinen Dunst, der die Landschaft wie in einen zarten Schleier hüllt. Noch nie war mir die Schönheit der Natur so klar wie heute als Fundament aller Lebenslust erschienen. Es war ein Überfluß und eine Pracht von Farben, daß man

sich daran hätte ganz trunken sehen können. Der Weg liegt zwischen Wäldern und Wäldern hinauf. Es gab kein Verweilen und Hasten: etwas Geheimnisvolles hob mich fort. Und ehe ich mich recht verfab, blieb ich gebannt und freudig erschrocken stehen. Denn was sich hier den Blick darbott, war nicht mehr irdische Wirklichkeit, das war aus dem Reich der Phantasie. Ich sah, in Andacht und Staunen versunken, von Dom zu Dom, von der Jungfrau zu manchen Berggwalltinen, in deren Hand so manches Touristen Leben gelegen hat. Heute, heute erst erlebe ich es, heute erst lag es auf einmal offen vor mir. In dieser ausgebreiteten Herrlichkeit sucht das Auge einen festen Halt, auf dem es sich beiseiden verweilen lieh. Da blieb es an der Jungfrau haften, an jenem Berg, der im langsam verblühenden Herbsttag noch am heftigen leuchtete. Der breit ausladende Unterbau des Berges versank bereits im Dämmern und

Nebel, und der Schatten der beiden Silberhörner langte auch schon weit hinauf. Nur auf der obersten Fläche lag noch ein zarter rosa Schein, die Hörner hoben sich scharf ab vom Himmel. Es war, als hätte der Naturgott selber wohlgefällig die Spitze dieses Berges noch mit einem Silberkitt umrissen. Während sich oben noch einmal alles Licht verarmelt, schob sich das Abenddunkel immer weiter empoc. Und dann sah die Jungfrau so hoch in den Himmel er-hoben aus.

Auf der Kämmhöhe war es kühl geworden, und ich machte mich zum Aufbruch fertig. Doch ehe ich mich trennte, glitt der Blick noch einmal über die langen Fackelsilhouetten der Berge hin. Jawohl, kein anderer ragt so schwinggebietend und drohend auf wie die Jungfrau.

Wenn alle Wandererossen die Bergschönheiten, die Naturwunder sehen könnten! Liesel Walter.

Herbstwanderung nach Muskau



Inmitten der Weide, an den Ufern der Lausitzer Neiße, umgeben von einem herrlichen Park, liegt die kleine Stadt Muskau mit ihrem Bade. Ein schöner Ausflugsort, den alljährlich Tausende von Ausflüglern aus allen Gegenden Deutschlands besuchen. Auch über die Grenzen Deutschlands hinaus ist die Stadt durch den herrlichen Park berühmt. Gilt doch der Park nach einem Aussprüche eines nordamerikanischen Professors mit als der schönste in Europa. Auf dem Gebiete der Gartenbaukunst ist der Park fast ein Jahrhundert lang unerreicht gelieben.

Bergen stauten sich hier in der Ebene zu einem Binnensee. Die Gewässer flossen schließlich nach Westen zum Elbtal ab und verschwenkten die Gegend mit Sanden und Kieseln. Es entstand eine Schwemmlandfläche: die Heide Landschaft im Kreise Rothenburg und Hengerswerda. Die Gewässer flossen aber nicht restlos ab, sondern es blieben in den Senken Seen, Teiche und Sümpfe zurück. Die vielen Teiche im Kreise Rothenburg sind auf diese Weise entstanden, und die Torfmoore und Wasserrümpel, die man vereinzelt in der Weide antrifft, ebenfalls. Die dünenartigen Höhen, die unsere Weide durchziehen, haben sich in der der Eiszeit folgenden Steppenperiode gebildet. Es ist unfruchtbarer Decksand oder auch Flug-sand genannt, den der Wind in langgestreckten Hügeln in der Steppenzeit aufwarf. Es waren Wanderdünen, genau so wie am Meere.

Wir überschreiten nun die Neiße und gelangen in eine liebliche Waldlandschaft, die Wuffina. Die Wuffina breitet sich auf den Höhen des Lausitzer Grenzwalls aus. Hier finden wir mächtige Eichen, deren geborstene und ausgehöhlte Stämme auf ein Alter von vielen hundert Jahren schließen lassen. Daneben gibt es riesige Buchen, Fichten und Kiefern. Die schlanken Lärchen sind ebenfalls vertreten. Der Grund selbst ist von dichtem Gebüsch bewachsen. Auch eine Menge fremdländischer Bäume läßt sich finden. Ein richtiger Naturpark. Man hat hier keine künstlichen Verschönerungen vorgenommen; nur durch einige Wege ist die Waldlandschaft den Besuchern zugänglich gemacht worden. Von den steilen Höhen des Grenzwalls genießt man einen wundervollen Blick über das ganze Reichthal. Anstatt des Waldesgrüns, das uns im Sommer aufnahm, grünt heute der Wald in seinem rotgelben Kleide, und die hereinbrechenden Strahlen der Herbstsonne tauchen den Wald in besonderen Glanz. Wir nähern uns nun durch einen Schluchtweg dem von Erlengebüsch eingefassten Schrot-bach. In einem tiefen, gewundenen Flußlauf fließt sein klares Wasser auf hellgelbem Grunde dahin, um sich bald mit der Neiße zu vereinigen. Wir haben den schönen Ausflugsort Rutschig-Mühle erreicht. Nach längerer Rast setzen wir unsern Weg fort. Noch einmal geht es durch die Wuffina auf den Höhen des Grenzwalls entlang. Wir durchqueren die Industrie-gemeinde Ludniz und streben nun unserm eigent-lichen Ziele, dem Muskauer Park, zu. Die gesamten Parkanlagen sind etwa 3000 Morgen groß. Man teilt ihn in drei Teile, den Außenpark, der sich rechts der Neiße hinzieht, den Schloßpark und den Bergpark. Der Schöpfer des Parkes ist Fürst Büdler. Er empfand große Liebe für die Natur. In fernem Ländern, vor allem in England, suchte er sich Land-

Durch eine Aussperrung in der Glasindustrie sind wie Naturfreunde in den „Genuß“ von Herbstferien gekommen. Diese benutzend, machten wir uns mit einigen Genossen auf, um jenes genannte schöne Fleckchen Natur wieder einmal aufzusuchen. Ein schöner Herbst-morgen ist es. Wir verlassen die Landstraße unseres Heimatdorfs und wenden uns tiefer in den Wald. Tiefe Ruhe empfängt uns. Auf grauen Sandwegen schreiten wir vorwärts, durch hohes Seidkraut den Weg bahmend. Über große Flächen Moos und Preisel-beertraut. Die vollen roten Trauben der Herbstbeeren leuchten. So geht der Weg weiter über Hügel und durch Täler, an Sümpfen und Torfmooren vorbei. Eine eigenartige Zusammensetzung unserer Heide Landschaft. Als bekannt sandige Gegend finden wir auch Sümpfe, Torfmoore und Wasserrümpel darin. An einem großen Sandhügel, dessen Ostseite steil nach einem großen Wasserrümpel abfällt, sind wir stehen geblieben und stellen Betrachtungen an über die Entstehung der Heide Landschaft. Bei diesen Betrachtungen müssen wir zurückgreifen bis auf die dritte Eiszeit. Für Nord-Deutschland reicht man drei Eiszeiten an. Die Eis-massen reichten bis zu den mitteldeutschen Gebirgen und ebenfalls bis zum Lausitzer Gebirge. Man schätzt die Stärke der Eismassen, die in der Oberlausitz laagerten, auf 200 Meter. Die dritte Vereisung ging nach Professor Reithad nicht bis in unsere Gegend, sondern blieb weiter im Norden zurück. Als während der dritten Vereisung die Eismassen noch auf der norddeutschen Tiefebene ruhten und der Südrand ungefähr bis zum Lausitzer Grenzwall reichte, war unsere Heide Landschaft schon eisfrei. Die Sammel-gewässer und die Wasserläufe aus den Lausitzer

Schaften zum Vorbild. Mit tiefem Verständnis für die Schönheiten der Natur ging er an die mühevollen Arbeit. Der Laubwald war wenig vertreten; vorhanden nur magerer Ackerboden, Stümpfe, unfruchtbare Wiesen und sandige Abhänge. Einige hundert Arbeiter waren jahrelang bei den Kulturarbeiten beschäftigt. Die vorhandenen Bodenformen, die umgebende Landschaft wurden in den Anlagen mit verbessert, so daß der Park heute als Schöpfung der Natur erscheint.

Wir gelangen zuerst auf den steil abfallenden Serrenberg. Bei klarem Wetter sieht man von hier die blauen Kuppen der Oberlausitzer Torge, die Landeskrone und unter anderm die Tafelsichte (Isergebirge). Schöne Aussicht hat man vor allem über den herrlichen Park und das Reifetal. Eine Sage erzählt, daß auf dem Serrenberge in grauer Vorzeit ein Schloß oder ein Wartturm gestanden hat. Einige Mauerreste sind gefunden. Der Weg führt jetzt an einer tiefen Schlucht zum Mausoleum hin. Es ist Begräbnisstätte und Ruhestätte der gräßlichen Familie Arnim. Nach Westen lichtet sich hier der Park, und über schön gepflegte Wiesen schweift der Blick zum Schloß und zu den westlichen Höhen, zum Dorfe Perg. An der Rückseite des Mausoleums schließt sich die Schloßgärtnerei auf dem Oberberge an. Weiter hinten befindet sich das Arboretum. Eine geordnete Sammlung fremdländischer und inländischer Holzgewächse auf einem Flächenraum von 500 Morgen. Kein Naturfreund sollte es bei seinen Parkbesuchen versäumen, das Arboretum zu besuchen. Erwähnt sei nur, daß darinnen die Eiche in hundert Arten vertreten ist.

Unser nächstes Ziel ist nun die Hermannseiche. Auf einer Wiesenfläche reißt diese 800jährige Eiche ihre knorrigen Äste empor. Ihr Stammumfang ist 9 Meter; diese Eiche taun als der stärkste und älteste Baum im Parke angesehen werden. An den Abhängen nach der Reife hin wandern wir weiter. Schöne Landschaftsbilder bieten sich dem Auge. Eine pyramidenförmige Zirbelkiefer ist für uns von Interesse. Bald gelangen wir über die Reifebrücken in den tiefergelegenen Schloßpark. Von den vielen wundervollen Blumen, die im Sommer die Menschen erfreuen, finden wir nur noch wenige. Gruppen von hohen

Palmen und Baumfarne, Rotbuchen, Platanen und Tulpenbäumen bieten ein farbenprächtiges Herbstbild. Der Bergpark ist nun unser nächstes Ziel. Dieser zieht sich auf den Höhen westlich der Stadt hin. Er umfaßt auch die Galden und Abgründe des ehemaligen Maunbergwerkes. Während der Schloßpark infolge seines Wasserreichtums immer ein frisches Aussehen hat, trägt dieser Parkteil den Charakter eines Höhenparkes. Der steile Höhenrand über der Stadt ist von vielen Schluchten durchbrochen, und an den fast senkrechten Wänden an der Maistata glaubt man sich in ein Gebirge versetzt. Unter den riesengroßen Kastanien, den Schwarz- und Zitterpappeln, den knorrigen Kiefern und Eichen findet der Naturfreund einen angenehmen Aufenthalt. Rechts am Wege steht das alte halbverfallene Bergkirchlein, aus rohem Feldsteinen erbaut. Gestrauch und Unkraut irrteten heute aus den Mauerresten hervor. Einen schönen Ausblick hat man von hier über die Stadt. Ganz nahe sind die Häuser der westlichen Stadt an die steilen Berglehnen gebaut. Die Gründung Maunsaus ist unbekannt. Die erste Anlage der Stadt ist den Wenden zuzuschreiben. Sie nannten den Ort Wuzatow. Die erste wendische Niederlassung war bewohnt von Ackerbauern und Fischern.

Der höchste Punkt im Bergpark ist der Weinberg. Der auf dem Berge stehende Feuerturm dient auch als Aussichtsturm. Begünstigt durch klares Wetter, genießen wir einen weiten Ausblick. Nach Osten grüßen wir in Dankbarkeit der dort verlebten genussreichen Stunden die Büffina. Am fernen Horizont nach Süden erscheinen die Pankener, Köbauer und Königshainer Berge. In Terrassen senken sich die Abhänge des Weinberges. Hier wurde in früheren Zeiten die Weinrebe angebaut. Zu unseren Füßen im Tal liegt das Bad. Im Jahre 1822 wurde man auf die an Beilkräften reichen Eisenwässer, die den Schichten des Maunbergwerkes entspringen, aufmerksam. Bald darauf wurde das Bad errichtet und das Gelände zu einem schönen Badepark hergerichtet. Das Bad hat 2 Mineralquellen. Eisenmoorlagen befinden sich auch bei Ludniz und Keula. In Erinnerung an die schön verlaufene Wanderung nehmen wir Abschied von diesen prächtigen Flecken Natur mit einem frohen „Berg frei!“
A. Stephan (Nieschen).

Offener Brief aus der Schweiz an die deutschen Naturfreunde

Werte Wandergenossen!

Seit einiger Zeit mehren sich die Anfragen, namentlich aus Deutschland, über Touren und Wanderungen in der Schweiz. Es vergeht bald kein Tag, ohne daß nicht bei Ortsgruppen oder bei Hüttenverwaltungen oder bei der Redaktion des „Berg frei“ oder sonstwo bei einem Funktionär solche Anfragen eingehen. Nun sind wir selbstredend ganz gerne bereit, allen unseren Mitgliedern soviel wie möglich zur Seite zu stehen. Wir freuen uns, daß sie nun nach langer Zeit auch wieder die Schweiz besuchen können. Wenn wir aber trotzdem dazu kommen, auch zu schreiben, so deshalb, weil wir in den allerwenigsten Fällen für unsere Auslagen Ersatz erhalten, und weil oft derartig umfangreiche Anfragen gestellt werden, die zu beantworten uns in Anbetracht der uns zur Verfügung stehenden Zeit absolut unmöglich ist.

Grundsätzlich müssen wir daran festhalten, daß für die Antwort Rückporto beigelegt wird. Von 100 Fällen ist das heute in etwa 5 gebräuchlich. Wir haben trotzdem alle Anfragen beantwortet, obwohl wir wirklich nicht einmal wußten, ob die Anfragenden überhaupt Mitglieder sind. Einzig an Ortsgruppen erteilen wir auf jeden Fall Antwort.

Es kann sich nur darum handeln, kurze, genaue Anfragen kurz und sachlich zu beantworten. Auf keinen

Fall können wir einzelnen Personen ganze Ferienpläne beantworten bzw. ausarbeiten. Wir erhalten sehr viele Anfragen, wo man am besten und billigsten ist oder übernachtet. Oft sollen wir das für drei bis vier Wochen lange Wanderungen für jeden einzelnen Tag genau ausführen, sollen Routen beschreiben usw. Das können wir mit dem besten Willen nicht, weil wir diese Arbeit gar nicht bewältigen können. Es ist also zu beachten, daß die Anfragen kurz und genau sind. Die Antwort wird sachlich, aber natürlich auch nur kurz sein. Touren müssen sich die Betreffenden selbst ausarbeiten, wir können sie lediglich begutachten.

Finanzielle Unterstützung, die mitunter auch gewünscht wird, wird jedoch nicht gewährt. Wenn ein Mitglied eine Schweizreise machen will, muß er sich eben entsprechend vorsehen. Wir sind unter keinen Umständen ein Unterstützungsverein, wie viele jüngere Mitglieder oft meinen.

Wir werden uns freuen, wenn recht viele deutsche Wandergenossen unsere schönen Schweizer Berge und Naturfreundehäuser besuchen.

Mit herzlichem Gruß und „Berg frei!“

Touristenverein „Die Naturfreunde“,
Verbandsleitung Schweiz